

Der Wettlauf

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kerze nicht erlosch, bevor der Kranz vom Burschen gefaßt wurde, dann war dies eine Prophezeiung, daß jenes Mädchen, dem der Kranz gehörte, vor der nächsten Johannisnacht heiraten würde. Erlosch die Kerze, dann verschleppte sich die Heirat. Ergriff der Bursche aber den Kranz und erlosch die Kerze plötzlich, dann prophezeite dies für ihn frühen Tod, späte Heirat oder Hagestolzenthum.

Das Farnkraut, das nach der Ansicht des Volkes nur einmal im Jahre, nämlich genau um Mitternacht am Abend vor dem Johannistage, blüht, besitzt Zauberkraft, weil es dem Besitzer Glück und Vermögen bringt.

Die winzige Farnblüte ist ungeheuer schwer zu erringen. Wer sie bekommen will, muß sündenlos sein, damit der Satan keinen Zutritt habe.

Wenn man um das Farnkrautglück ausgeht, muß man sich mit Eberraute gürten, die von geweihtem Grün durchflochten ist. Gott verhüte, daß sich ein solcher Gurt löse und zur Erde falle — der Tod ist sicher und die Seele dem Teufel verfallen.

Aber es fand sich noch kein Mensch auf der Welt, der die Farnkrautblüte für immer oder für längere Zeit bekommen hätte, stets geht sie auf unerklärliche Art und Weise nach kurzer Zeit zugrunde. Der Mensch, der sie besaß, wird wieder das, was er war — ja noch schlimmer. Deswegen gibt es auch zu wenig Liebhaber für die Erringung der Farnkrautblüte. Die Menschen wollen lieber das bleiben, was sie sind, als das Glück für eine kurze Weile zu erringen, und sich dann dem Gespött und Gelächter aussetzen.

Der Wettlauf. Skizze von Stephan Georgi.

Zum 75. Geburtstage Giacomo Puccinis am 22. Juni.

Seit Jahr und Tag flatterten aus der weißen, idyllisch unter Fichten gebauten Villa jene beschwingten Melodien mit der selbstsam exotischen Färbung über die Häuser der kleinen toscanischen Hafenstadt Viareggio hinaus. Manches oft erklingene Gefüge einiger Takte hatte sich bereits in den Ohren der Einheimischen verfangen; sie pfften es auf den Straßen vor sich hin, und wenn jemand sie fragte, was das wohl sei, zuckten sie die Achseln: „Das wissen wir nicht, aber es ist vom Maestro Puccini.“

Vor nun mehr als drei Jahren hatte Giacomo Puccini gemeinsam mit den beiden Dichtern Simoni und Adami die Oper „Turandot“ begonnen. Frohlockend, nach zwei tatenlosen Jahren endlich wieder ein nicht nur vorzüglich für ihn geeignetes, sondern sogar — wie schon die erste Konzeptfassung ergab — ein Meisterstück von Viretto gefunden zu haben, war er sogleich mit einem solchen Feuereifer darüber her gegangen, daß die Librettisten nicht mehr Schritt zu halten vermochten. Die Presse hatte der Welt des Meisters neuestes Vorhaben verkündet, und eine Welt half ihm. Aus allen Teilen des Kontinents gingen ihm auf seine Bitte hin seltene Unterlagen für das exotische Sujet zu, sogar das Britisch Museum ließ ihm das wertvolle, einmalige Exemplar alter chinesischer Rhythmen. Dennoch ging die Arbeit nur stoßend und bruchstückweise vorwärts, viel zu langsam für die drängende Begeisterung des Komponisten, und immer wieder überschüttete der ohne Worte und Verse Dastehende die beiden Dichter mit antreibenden Briefen und Telegrammen: Schickt Textfortsetzung! Zu Beginn des Jahres 1924 war das Werk endlich so weit gediehen, daß nur noch die Instrumentierung des letzten Aktes offen stand. Die Oper war bereits vertraglich vom Verlag



Sonnwendfeuer im mittleren Innggebiet.

Ricordi übernommen und der Termin der Aufführung festgelegt worden — da schob sich langsam, aber unaufhaltsam, eine knöcherne Hand zwischen den Meister und sein Werk.

Viareggio war durch die Anwesenheit Puccinis eine berühmte und gästefreudige Stadt geworden. Große Gesellschaften liebte der Maestro nicht, ihnen stand er mit einer Wortfargheit gegenüber, die sich bis zur Schüchternheit steigern konnte; im engen Kreise jedoch war er der unverändert liebenswürdige Gastgeber und angenehme Plauderer. Kaum einer der Gäste aber ahnte um jene Zeit, daß dieser schlanklehnige, elastische Mann bereits um sein Leben rang. Es fiel nicht auf, wie der leidenschaftliche Raucher hier und da mit verbindlichem Lächeln eine angebotene Zigarette entgegen nahm, um sie nach zwei oder drei Zügen wie zufällig beiseite zu legen. Für sein häufiges Husteln hatte er die Erklärung, von einer hartnäckigen Erkältung befallen zu sein. Kaum waren die Besucher gegangen, da riß er sofort alle Fenster auf, um die reine, wohlthuende Seeluft durch die Räume fluten zu lassen, die lindernd auf das bedenkliche Halsleiden wirkte.

Seit Ausbruch der Krankheit lebte Puccini im ständigen Hin und Her Schwanke zwischen Hoffnung und Resignation. Für Tage und Wochen gelang es ihm, den Glauben an die Ernstlichkeit der Krankheit zu verschleichen und sich Lebens- und Arbeitsmut zu erzwingen; dann wieder verfiel er in düstere Hoffnungslosigkeit: „Die „Turandot“ wird nie vollendet werden!“

Als sich gegen Herbst das Leiden akut verschlimmerte, wandte er sich, endgültige Klarheit fordernd, an einige Spezialisten. Obwohl ihm der wahre Befund zunächst verschwiegen wurde, wußte der Kranke doch bald genug, daß er von einem rasch dem Ende entgegenführenden Kehlkopftrebs befallen war.

Das jähe Wissen um die unabwendbare Tatsache traf Puccini wie ein Keulenschlag; aber er bewahrte Fassung und Haltung, verbarg die furchtbare Gewißheit der Familie und den Freunden gegenüber hinter stets gleichbleibender Lebenswürdigkeit. Nur sein ihm in rührender Fürsorge zur Seite stehender Sohn Tonio war eingeweiht.

Spät am Abend brannte noch immer Licht in des Meisters Arbeitszimmer. Seit Stunden saß Puccini im Lehnstuhl, seit Stunden drehte er an dem Wunderknopf des Radios. Und wie er den Zeiger suchend über die Skala des Welttons gleiten ließ, da trugen ihm die Wellen von da und dort, aus allen Teilen der Welt, seine eigene Musik, Puccini-Musik, zu. Mit inbrünstiger Andacht hörte der zum Tode verurteilte auf das aus weiten Fernen ihm zuströmende Tongeläut. Diese Weltgut gewordenen Melodien erzählten

ihm sein ganzes Leben und Werden. Freilich, nur das Leben und Werden, das die Welt kannte. Wer wußte etwas von seinen ersten Kämpfen? Wer wußte etwas davon, wie vor vielen Jahren ein musikalbegeisterter Knabe zu Fuß von Lucca nach Pisa gewandert war, um eine Aufführung der „Aida“ zu erleben, so zu erleben, daß nichts mehr ihn abhalten konnte, es nachzuerleben dem großen Verdi gleichzutun. Wer wußte etwas von dem magentnurrenden Studien- und Bohemienleben, das er gemeinsam mit Pietro Mascagni in Mailand geführt? Von seinen ersten, ihm unvergeßlichen Erfolgen? Die „Billi“ waren entschlafen, der „Edgar“ verschollen. Aber dann hatte das große Leben und Schaffen begonnen. Da stand auf einmal auf allen Bühnen der alten und neuen Welt die melancholische Sünderin „Manon Lescaut“, da beweinte Rudolph seine Mimi, zwang „Tosca“ in den Bann betäubender Erschütterung, sang die kleine, unglückliche „Butterflie“ ihr „Leb' wohl, mein Blütenreich“, sang in New York die Destinn neben Caruso das „Mädchen aus dem Westen“ und das Metropolitan Theatre konnte es wagen, am nächsten Tage die horrenden Eintrittspreise zu verdoppeln, die aus Wien gekommene kleine „Schwalbe“ war zwar etwas flügelarm geworden, aber das Tritico stand: das Eifersuchtssterzett „Der Mantel“, die ergreifende Klosterzene „Schwester Angelica“ und der pfiffige „Gianni Schicchi“. — Und nun die „Turandot“, diese wundervolle Oper, die beste von allen vielleicht, nicht vollenden dürfen?

Auf dem Tisch lagen verstreut die Manuskriptseiten des letzten Aktes. Der Kranke griff hastig zum Zigarettenetui, legte es aber alsbald mit einem bitteren Lächeln wieder fort. Dann sprang er auf, biß die Zähne zusammen, griff zur Partitur, fieberte sich in das Werk hinein und setzte sich an das Instrument. Bis tief in die Nacht warf die dicht verhängte Lampe ihren Lichtkegel auf Tasten und Notenpapier.

Buccini hatte den Wettlauf mit dem Tode aufgenommen.

Wochen fieberhafter Arbeit, aufreibenden Schwankens zwischen Hoffnung und Zweifel gingen dahin. Bis auf die Instrumentation des Schlußduetts war die „Turandot“ vollendet — da wurde die sofortige Operation unumgängliche Notwendigkeit. Buccini fuhr in die Klinik nach Brüssel. Sein Sohn begleitete ihn und die „Turandot“-Partitur.

Selbst beim Abschied von den Seinen täuschte Buccini noch hoffnungsvolle Zuversicht vor. Wie er aber in Wahrheit dachte, davon zeugen die abschließenden Worte: „Die Oper wird als Stückerwerb aufgeführt werden, und dann wird irgendjemand vor die Rampe treten und dem Publikum sagen: An dieser Stelle starb der Meister.“

Die düstere Ahnung erfüllte sich. —

Als am 25. April 1926 Arturo Toscanini die Aufführung der „Turandot“ in der Mailänder Scala dirigierte, klopfte er kurz vor Ausgang des dritten Aktes ab. Das Orchester setzte aus, die Sänger schwiegen; in der Totenstille des Raumes lag weihedvolles Gedenken: Hier starb Buccini.

Das launische Kind.

Wie viele Erwachsene gibt es, die Sklaven ihrer Launenhaftigkeit sind! Sie sind unzuverlässig, einmal rücksichtslos, einmal aufopfernd, sind Spielverderber und machen sich unbeliebt, ohne daß sie es im Grunde genommen verdienen. An allem sind ihre sprunghaften Launen schuld. Kann ein erwachsener, vernünftiger Mensch nicht mit gutem Willen dagegen ankämpfen? Natürlich, denn er braucht sich nur eine einzige Frage vorzulegen: „Warum bin ich schlechter Laune?“ — Der Mann: wegen einem Kragenknöpfchen, einem abgerissenen Schuhband, einem dünnen Morgenkaffee,

einem davongefahrenen Tramwagen, einer Bemerkung des Borgelegten, einer Schlampigkeit der Angestellten, einem versalzenen Mittagsbraten, einem gestörten Schläfchen und so weiter und so weiter!

Die Frau: wegen einem Fleck im neuen Kleid, wegen ersten, soeben entdeckten grauen Haar, wegen der Nachlässigkeit der Köchin, wegen einer hohen Gasrechnung, einer abgerissenen Spitze, einem Brief, der nicht kommt, einem Regenschauer am Wochtag, einem mißratenen Kuchen, einem fabelhaft schönen Hut der Nachbarin und so weiter und so weiter!

Schämen wir uns eigentlich nicht, wegen solchen Lapalien uns und unsere Umgebung zu plagen? Wissen wir eigentlich nicht, wie viel Kummer, Sorge, Krankheit und Trauer es auf der Welt gibt? Und wir, wir wagen es noch, schlechter Laune zu sein, ohne überhaupt einen triftigen Grund dazu zu haben!

Die Eltern sind Vorbild, immer und überall. Ein Kind, das merkt, wie ungleich seine Mutter aufgelegt ist, wird sicher ebenfalls launisch. Dem müssen wir Mütter unbedingt steuern. Erstens dürfen wir uns selber nicht gehen lassen, wir müssen absolut gleichmäßig, ruhig und zufrieden sein. Ist die schlechte Laune des Kindes pure Unart, dann darf die Mutter sich der Verfassung des Kleinen überhaupt nicht achten. Sie spricht auf ganz gewöhnliche Weise mit ihm, gibt ihm einen kleinen Auftrag, um es von sich abzulenken, erzählt dies und das, kurz, die kluge Mutter ignoriert die schlechte Laune ihres Spröhlings. Das normale Kind wird nach kurzer Zeit ganz von selber wieder ins Gleichgewicht kommen. Die Eltern werden auch rasch merken, was der Grund der schlechten Laune ist. Sicher ein unerfüllter Wunsch, eine abgeschlagene Bitte, ein Verbot oder dergleichen. Liegt die Ursache tiefer? Vielleicht sind eine beginnende Krankheit, ein Kummer, der das kleine Herzchen drückt, das schlechte Gewissen, die Herzlosigkeit eines Kameraden, Furcht oder Reue schuld am gedrückten Wesen des sonst zufriedenen Kindes. Mit liebevollem Verständnis wird die Mutter der Ursache nachgehen. Sie wird das Kleine trösten, beruhigen und ihm die Richtigkeit seines Kummers verständlich machen. Ist also das gereizte Wesen, die schlechte Laune des Kindes einfach Unart und auf einen unerfüllten Wunsch zurückzuführen, dann beachte man die momentane Stimmung möglichst wenig. Wenn aber einer der hier angeführten Gründe das gedrückte Wesen des Kleinen verursacht hat, muß die Mutter ganz ruhig und eindringlich mit dem Kinde reden, und es wird bald seinen kleinen Kummer vergessen haben. Zum Schluß, liebe Mutter, die Mahnung: sich selbst im Zaume halten, nicht die schlechte Laune an seiner Umgebung auslassen, das Kind wird gar nicht auf die Idee kommen, launisch zu sein, wenn es dies nicht bei dir lernt!

Erna.

Der See. Von Ernst Oser.

Was spiegelst du, mein stiller See,
Sag' an, enthülle mir die Frage?
Ist's, windverweht, ein tiefes Weh,
Ist's eine alte, schöne Sage?

Ist's einer Freude heller Schein,
Ist's Uebermut, der Jugend Schäumen?
Du birgst die Antwort ganz allein
Auf all' mein Sinnen, Fragen, Träumen.

Und doch! Auf deines Spiegels Schild
Seh' ich das bunte Leben gleiten
Und über dem bewegten Bild
Das Schweigen längst vergang'ner Zeiten.